



Bruno Meyer erinnert sich auf dem Kiesplatz hinter dem «Be62» an seine Kindheit.



Das Fischgratparkett hat überdauert.



Das «Bödeli» zum Estrich war Spielplatz bei schlechtem Wetter.



Der Keller ist immer noch spärlich beleuchtet.

Text Pirmin Bossart, Fotos Stefano Schröter

EINE UNBESCHWERTE KINDHEIT IM «BÄREN-HAUS»

Das Knarren auf der Estrichstiege war ihm sofort wieder vertraut: Bruno Meyer hat das alte Haus an der Bernstrasse 62 besucht, wo er vor 70 Jahren aufgewachsen ist.

«Sehen Sie das Haus mit den grünen Fensterläden?», fragt Bruno Meyer und zeigt mit dem Finger auf die unterste Häuser-Reihe am Stollberg. «Dort hat mein Kindergarten-Schätzli gewohnt. Das Meieli.» Der Pensionierte schmunzelt. «Ich weiss nicht, was aus ihr geworden ist. Ich habe sie aus den Augen verloren.» Those were the days. Lebensgeschichten ziehen mit einem Augenaufschlag vorbei. Erinnerungen. Der Flash einer Emotion.

Wir stehen vor der Liegenschaft Bernstrasse 62. Hier hat Meyer die ersten 26 Jahre seines Lebens verbracht. Es ist das Haus mit dem riesigen Bären-Wandbild, gemalt vom Künstler-Duo QueenKong. Früher war eine Bären-Skulptur an der Vorderseite angebracht. Die seit Jahrzehnten von Abgasen eingeschwärzte Fassade verdeckt, was für ein solides und stattliches Haus sich dahinter verbirgt. Die Wohnungen waren recht gross und vergleichsweise komfortabel.

«In benachbarten Häusern stand die Badewanne in der Waschküche. Die Wohnungen in unserem Haus hatten alle ein Badezimmer mit einer Badewanne.» Auch das Fischgrat-Parkett seiner Kindheit ist in den Zimmern noch vorhanden. In der Küche wurde mit Gas gekocht. «Ab und zu musste man einen Einfränkler

einwerfen, damit das Gas wieder strömte. Periodisch kam dann der «Gaser» vorbei, wie wir ihn nannten. Er öffnete das Kästchen mit den Einfränkern und versorgte sie in seine grosse braune Ledertasche.»

Das Holzofengefühl der Wärme

Bauherrin der Liegenschaft Bernstrasse 62 war der Allgemeine Konsumverein (ab 1970 Coop). Er hatte im Erdgeschoss des Hauses einen für damalige Verhältnisse grosszügigen Laden eröffnet, in dem immer zwei bis drei Verkäuferinnen arbeiteten. Überhaupt war das Arbeiterquartier der Bernstrasse sehr gut versorgt. «Innerhalb einer Gehminute hatte es drei Lebensmittelläden, zwei Metzgereien, einen Milchladen, eine Drogerie und eine Bäckerei. Zusätzlich kam jeden Tag um 11 Uhr ein Milchmann mit Ross und Wagen vorbei. Etwas weiter unten gab es einen weiteren Lebensmittel-Laden und ein Restaurant.»

Bruno Meyer ist zusammen mit seiner Schwester bei den Grosseltern aufgewachsen. Der Grossvater war italienischer Abstammung und arbeitete als Maurer. Die Familie wohnte zunächst in der obersten Wohnung und zog später einen Stock tiefer. Geheizt wurde mit Holz. Je ein Ofen stand in der Küche und in

der Stube. «Das Holz trugen wir in Harassen vom Keller in die Wohnung.» Im Spätherbst wurden auch die Vorfenster aus dem Estrich geholt und montiert. «Im Winter bin ich immer gerne nach Hause gekommen. Die Holzöfen erzeugten so ein wohliges Gefühl von Wärme, wie man es mit den heutigen Bodenheizungen nicht mehr erleben kann.»

Die Treppe knarrt, als wir in den Estrich hochsteigen. Das Geräusch ruft bei Meyer Bilder aus seiner Kindheit wach. «Hier auf dem Bödeli haben wir bei Regenwetter gespielt. Es waren immer ein paar Kinder aus dem Quartier bei uns. Das Bödeli war ein guter Platz. Auch der Kiesplatz hinter dem Haus, wo die Wäsche aufgehängt wurde, war ein beliebter Treffpunkt.» Mit den Buben streifte Meyer in der Freizeit am liebsten durch den Gütschwald, den Udelboden oder den Zimmereggwald. «Damals war der Udelboden ein schönes, ruhiges Tal, und mittendrin stand ein Bauernhof.»

Meyer schaut sich die Estrichtüre genauer an. «Vielleicht sieht man...». Genau. Meyer zeigt auf mehrere Löcher, die verkittet und mit Farbe übermalt wurden. «Das sind Einschusslöcher. Wir hatten mal ein Bolzen-Gewehr, mit dem wir auf eine Scheibe an dieser Türe geschossen haben.» Das Haus hat einige Spuren aus seiner Kindheit und Jugend bewahrt. In der Waschküche steht die Waschmaschine auf einem Sockel, den noch sein Grossvater gemauert hatte. Oder das Mauerchen im Erdgeschoss des Treppenhauses: «Da haben wir uns im Sommer gerne draufgelegt, weil es so kühl war.»

Als Meyer unten im zweiten Stock am Stubenfenster einer jetzt leeren Wohnung steht, erinnert er sich an das grosse Gewitter, das er als Bub erlebt

hatte. Es regnete heftig, aber niemand hatte erwartet, dass ein unscheinbarer Bach an der Grenze zu Littau innert kurzer Zeit so anschwellen konnte: «Er überschwemmte die Bernstrasse, die zum Bachbett wurde. Vom Fenster aus konnte man Helfer beobachten, die Frauen durch das knietiefe Wasser über die Strasse trugen. Als es vorbei war, waren Strasse und Trottoir ein einziges Trümmerfeld, bedeckt mit grossen Steinen, Kies und Holz.»

Mit 50 Rappen auf die Allmend

Er habe an der Bernstrasse eine schöne und unbeschwernte Jugendzeit erlebt, sagt Meyer. «Wir waren behütet, aber nicht überbehütet.» Am Grenzweg konnte man im Winter schlitteln und unten beim Sagenmatt-rain, beim heutigen Kinderspielplatz, gab es eine grosse und ebene Fläche, auf der die Buben Fussball spielten oder manchmal im Winter ein kleines Eisfeld machten. «Auch Kudi Müller, der spätere Profifussballer, wohnte im Quartier und tschuttete mit uns.»

Ein beliebter Ort zum Spielen war der stillgelegte Steinbruch an der Sagenmattstrasse, wo heute das Hochhaus steht. «Dort hatte es in der Wand eine kleine Höhle, die eine geheimnisvolle Ausstrahlung hatte. Heute würde man wohl von einem Kraftort reden.» Ein Höhepunkt an Sonntagen war jeweils der Besuch der FCL-Fussballspiele auf der Allmend. «Wir bekamen 50 Rappen und machten uns zu Fuss auf den Weg. 45 Rappen kostete der Eintritt, und mit dem Rest kauften wir einen Fünfermoochen.»

Geradezu idyllisch war das Verkehrsaufkommen. Die Bernstrasse war kaum befahren, im Quartier hatte fast niemand ein Auto. «Wir konnten auf der Strasse spielen, aber man musste aufpassen. Da es noch keine



Der Konsum-Verein und die Nachbarskinder um Mitte der 1950er-Jahre.

Geschwindigkeitsbeschränkungen gab, waren einzelne Autos turbomässig unterwegs. Hin und wieder war es wirklich sehr gefährlich.» Umso beschaulicher gestaltete sich in diesem Fussgänger-Zeitalter der Alltag im Quartier. «Man kannte und grüsste einander, war nett und freundlich, aber wahrte auch eine Distanz. Es war nicht gang und gäbe, dass man einander in den Häusern besuchte.»

Ein anderes Bild ist ihm geblieben: Die Hausfrauen, die im Quartier aus den Fenstern schauten. «Das war ein regelmässiger Zeitvertreib. Sie hatten ihre Unterarme auf ein Kissen gestützt, das sie auf den Fenstersims gelegt hatten, und schauten dem Treiben im Quartier zu.» Einmal habe er als Bub auf einem Balkon eine Frau gesehen, die rauchte. Das habe ihn gewundert. «Dann sagte mir meine Grossmutter, dass der Arzt ihr das Rauchen empfohlen habe, damit sie abnehmen könne.»

Mindestens so spärlich wie die Autos, waren in Meyers Jugendzeit Telefon und Fernseher vorhanden. Einen der ersten Fernseher im Quartier hatte das Restaurant Littauerhof. «Dort habe ich 1954 das «Wunder von Bern» miterlebt: Den legendären WM-Final Deutschland–Ungarn.» Im Haus Nr. 62 selber besass – neben dem Laden – nur gerade eine Familie ein eigenes Telefon. «In seltenen Fällen kam die Nachbarin vorbei

und überbrachte uns eine Meldung, die sie via Telefon erhalten hatte.» So erfuhren Meyers Grosseltern auch vom Tod seines Vaters, der bei einem Töffunfall ums Leben kam. Meyer war damals neun Jahre alt.

Feierliche Samstagnachmittage

Bei seinem Abstecher an die Bernstrasse ist ein Bruno Meyer zu erleben, der zufrieden und gelassen auf seine Jugendzeit zurückblickt. Die Veränderungen der Zeit nimmt er pragmatisch hin. Die nostalgischen Gefühle halten sich in Grenzen, doch spürt man seine Verbundenheit. «Natürlich tut es mir weh, dass das Haus abgerissen wird. Die Substanz ist eigentlich noch gut, aber die Fassade hätte man schon lange restaurieren müssen. Das hätte dem Gebäude wieder seinen Charakter gegeben.»

Als wir uns draussen an der Bernstrasse verabschieden, wo die Autos im Sekudentakt vorbeirauschen, sagt Meyer: «Woran ich heute oft zurückdenke, ist diese Stimmung an den späten Samstagnachmittagen. Sie hatte so etwas Feierliches. Nach dem Ladenschluss wischten die Leute den Vorplatz, dann wurde es ruhig im Quartier. Und irgendwann läuteten die Glocken der St. Karli-Kirche.» Jetzt hört man nur noch den Verkehr.